



## Ein Vierteljahrhundert nach dem Jahre 1870.

Von Prof. P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

**D**ie Todtenliste des Jahres 1895 — ich schreibe diese Zeilen am 5. Januar 1896 — ruft uns das Bild von zwei Männern ins Gedächtnis, die in ihrem segensreichen Leben wenig Lärm gemacht, aber still und ausdauernd so viel Gutes gewirkt haben, dass ihr Hingang unter den Katholiken allgemein wie das Erlöschen von zwei wohlthätigen Gestirnen empfunden worden ist. Ich meine August Reichensperger, den ältesten der großen Parlamentarier aus der großen Zeit, und Maas, die spitzeste Feder der Kirche. Beide haben während eines halben Jahrhunderts die Kämpfe des Herrn für uns gefochten und uns Dienste erwiesen, die wir nur vergessen könnten, wenn wir unserer heiligen Sache selber untrenn würden. Es ist billig und gerecht, dass wir dem Andenken an sie einige Augenblicke weißen. Es kann uns nur zur Ehre und zum Nutzen gereichen, wenn wir mit dankbarem Gemüthe ihr Bild und das Bild ihrer Zeit vor den Augen unseres Geistes vorüberziehen lassen.

Pietät ist eine schöne Tugend, leider nicht eben sehr häufig auf Erden. In Zeiten des Krieges hat dieser zarte Engel doppelt Mühe, sich in den Herzen häuslich niederzulassen, höchstens, dass er sich flüchtig an den Gräbern unserer Theueren sehen lässt. Darum thun wir gut, damit er sich uns nicht ganz entziehe, dann und wann einen Augenblick aus dem Staubgewühl der Kämpfe, die unser ganzes Herz erfüllen, herauszutreten, und der Mahnung des Weisen zufolge dorthin zu gehen, wo man leichter der wahren Weisheit theilhaftig wird als in dem Getümmel des Lebens, das uns nur zu leicht Kompass und Uhr in Unordnung bringt. Gewiss, je aufgeregter unser Leben ist, umso mehr haben wir nöthig, zur rechten Zeit und öfter das Andenken an unsere Vorkämpfer vor

unsere Seele zu führen, damit wir pietätvoll erwägen, was sie gethan und in welchem Geiste sie es gethan haben. Wir versäumen dabei nichts für unser Wirken, sondern wir können nur gewinnen.

Die beiden Todten, deren Namen ich genannt habe, gehörten zu der glorreichen Schar jener begeisterten Kämpfer, die die Fahne der Kirche erhoben, als sie dem besten und größten Helden der romantischen Zeit, Görres dem Löwen, aus der sterbenden Hand gesunken war. Mit dem zauberhaften Dämmerschein der Romantik hatte es ein Ende. Es kamen andere Tage, erst die des stürmischen Suchens und Ringens nach klarer Scheidung zwischen Licht und Finsternis, zwischen Festland und Meer, zwischen den Wassern unten und den Wassern oben, die Jahre von 1848—1870, dann mit dem Jahre 1870 der gewaltige Riss, der dem Erdbeben gleich Kirche und Welt so weit von einander trennte, dass von nun an keiner mehr mit einem Fuß auf diesem, mit dem andern auf jenem Ufer stehen kann, dass vielmehr jeder Stellung nehmen und die einmal eingenommene behaupten und vertheidigen muss, wenn er nicht in den Abgrund sinken will.

Diese große Zeit mit ihren gewaltigen Stürmen ist vorüber. Wir genießen die Früchte, die sie zur Reife gebracht hat, die unerschütterliche Überzeugung, dass die Kirche, der wir angehören, eine selbständige Macht ist, und das zuversichtliche Bewusstsein, dass ihr Glaube und ihr Leben, weit entfernt davon, von der Gnade des Heiligen Geistes abhängig zu sein, diesem vielmehr überlegen gegenüber steht. Vergessen wir aber nicht, dass die Klarheit, deren wir uns erfreuen, der Siegespreis für harte Kämpfe ist. Kämpfe, die große Opfer verlangten, Kämpfe, die schwere Verluste an verdienten, nie genug zu beklagenden Streitern mit sich brachten. Um so grösseren Dank schulden wir denen, die sie treu durchgesuchten haben, so bitter auch oft ihr eigenes Herz dabei blutete, und so große Gewissensnoth sie erdulden mussten, bis sie sich und ihrer Zeit Licht und Unerschütterlichkeit erkämpft hatten.

Wir vergessen nur zu leicht, dass jenen Vorkämpfern einer besseren Zeit keine von allen den Prüfungen erspart blieb, die solchen Tagen der inneren und der äusseren Scheidung immer eigen sind. Höchstens, wenn es gut geht, denken wir dabei der äusseren Verfolgungen und Beeinträchtigungen, die sie erlitten haben. Aber da thun wir ihnen Unrecht und würdigen das, was sie geleistet

haben, nicht genügend. Natürlich waren die Tage der Haft und des Strohflechtens in Plößensee und in Wesel auch kein Vergnügen für sie. Natürlich schnürte es auch ihnen das Herz zusammen, wenn sie, ihrer Stellung entsezt, jeder Aussicht beraubt, von aller Wirksamkeit abgeschnitten, ihrem Vaterlande den Rücken wenden und anderswo ein Arbeitsfeld suchen müßten, anderswo, wo man sie vielleicht, um sie den ganzen Kelch der Verbannung bis auf die Hefe auskosten zu lassen, als Eindringlinge mit unfreundlichen Mienen empfing, wo man den Ausnahmszustand über sie verhängte, wo man ihre Thätigkeit mit scheelen Augen verfolgte, wo sie überall auf stillen, mitunter auch auf recht lauten und fühlbaren Widerstand stießen.

Ich hab's genug erfahren,  
Mög' Gott es euch ersparen:Der Marmor fremder Treppen,  
Er brennt wie Sand der Steppen.

Aber das und vieles andere äußere und seelische Ungemach war keineswegs der schwerste Theil des Opfers, das Gott von ihnen forderte. Die Kämpfe, die die meisten von ihnen in sich selber durchzufechten hatten, erst in den Jahren 1863—1870 und dann nach dem Concil und die Trennungen, die eine entschiedene Stellung nothwendig machte, waren weitaus schmerzlicher, als alle sonstigen Prüfungen und waren auch denen nicht erspart, die von der Verfolgung unberührt blieben. Man muß nur bedenken, in welcher Richtung das ganze Geschlecht bis zu den Sechziger-Jahren herangewachsen war, um zu begreifen, welch schmerzhafte Operation die meisten an sich vorzunehmen hatten, um all die Auswüchse abzuschneiden, die sich in dem Gedankenkreise der Romantik an ihren Geist und begreiflicherweise — denn es waren ehrliche, ganze Männer — auch an ihr Herz wie festgewachsen hatten.

Da spottet man dann, und leider thun das nicht bloß Akatholiken, über das sacrificium intellectus, durch das sich jene Männer angeblich entwürdigt hätten. Aber da ist gar nichts zu spotten, sondern viel zu bewundern. Sie hatten ein ganzes Leben lang für die Kirche und für den Glauben mit der höchsten Treue ihres Herzens, aber mit Mitteln und Grundsätzen gekämpft, die sie nun theilweise für irrig, theilweise für ungenügend erkannten. Ihre Treue gegen Christus, ihre Liebe zu seiner Kirche ließ sie keinen Augenblick darüber zweifeln, auf welche Seite sie zu treten hätten. Bis sie aber ihren Geist von den Vorurtheilen befreit hatten, die sie ihrer Erziehung verdankten, bis sie ihr Inneres, denn es handelte sich ja nicht um

ein paar zusammenhanglose Worte, bis sie also ihre ganze Denkrichtung den neuen Weisungen Gottes entsprechend mit der alten glühenden Ergebung an die Sache der Kirche in vollen Einklang gebracht hatten, bis dahin kostete es schweres Ringen. Wer darüber zu spotten wagt, der hat wohl keine Ahnung davon, dass das Wort Gottes lebendig und wirksam ist und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dass es durchdringt, bis es Seele und Geist und Mark und Bein scheidet und Gedanken und Gesinnungen des Herzens richtet. (Hebr. 4, 12.)

Mit tiefster Rührung und Erbauung denke ich jedesmal, so oft die Rede auf diesen Gegenstand kommt, eines Mannes, dem ich unaussprechlich viel verdanke, alles, was ich von Verehrung gegen die Kirche und von Hochschätzung der heiligen Schrift und der heiligen Väter in mir finde. Er war durch Jahrzehnte, schwere Jahrzehnte, eine Stütze des Katholizismus an der Universität München, und jeder, der ihn kannte, auch seine Gegner nicht ausgenommen, achtete ihn als eine unerschütterliche Säule der Orthodoxie. Warum soll ich seinen Namen nicht nennen? Es war der edle, fromme, durch und durch solide Reithmahr. Auch dieser felsenfeste Erbe des Geistes der heiligen Väter hatte seine Kämpfe, und sie währten lange Zeit und waren nicht selten heftig. Aber er bestand sie glorreich, dank der Gnade Gottes. Ich sah ihn zum letztenmale, als er von seiner letzten Ferienreise zurückkehrte, den Tod bereits im Herzen. Lange Zeit saß er schweigend neben mir im Wagen. Plötzlich fasste er mit beiden Händen die meinigen und sagte mit tiefergriffener Stimme, Thränen in den Augen: „Sie waren oft Zeuge des Kampfes, den ich durchzufechten hatte. Gott sei Dank, er ist ausgefochten. Ich glaubte, es sei nicht nöthig, einen solchen Sturm heraufzubeschwören. Aber ich hatte keine Ahnung davon, dass die Dinge in der Welt so gefährlich stünden. Ja, jetzt weiß ich es, es war nicht bloß opportun, es war nöthig so.“

Solche Prüfungen mussten die meisten jener herrlichen Männer überstehen, damit sie die volle Hingabe an Christus und seinen Glauben und seine Kirche lernten. Erst als sie im Feuer der inneren Läuterung stahlhart und stahlfein geworden waren, konnte der heilige Geist aus ihnen jene Schwerter Gottes machen, als die wir sie bewundern und auf ihr Wirken jenen Segen legen, um den wir sie beneiden. Solche Gnaden müssen immer an der eigenen Seele

sauer verdient werden. Regelmässig gibt sie der Herr nicht ohne weiters jedem, der sich dazu anbietet, sondern nur dem, der sich zuvor dadurch bewährt hat, dass er sich unter seiner mächtigen Hand demüthigte. Für Gott und sein Reich kämpfen zu dürfen ist eine Gnade, so groß und so unverdient, dass man sich ihrer vielleicht nicht einmal durch das Gebet allein würdig machen kann, dass man ihrer jedenfalls unwürdig ist, solange man nicht in Selbstverleugnung feststeht. Es ist damals mancher auf den Kampfplatz eingetreten, der noch ferne von der geistigen Höhe späterer Tage stand. Es hat bei manchem lange gedauert, bis er sich dorthin erhob, wohin ihn Gott gezogen wissen wollte. Es ist aber keiner in jenen schweren Zeiten auf der Kampfbahn geblieben, der nicht zuletzt fühlte, dass es für ihn nur eine Wahl gebe, entweder auch zu fallen und unterzugehen wie so viele, oder ein streng kirchliches Leben zu beginnen, ja mehr noch, nach der Höhe der christlichen Vollkommenheit zu streben.

Fürwahr, wenn wir die Männer betrachten, die damals die Fahne ergriffen und sich in die Bresche gestellt haben, und wenn wir ihre eigene innere Entwicklung verfolgen bis zu dem Tage, wo sie glorreich im Kampfe gefallen sind, einen Windhorst, einen Wallinkrodt, einen Schorlemer, dann möchte man fast ausrufen: Gebe uns Gott bald wieder einen frischen, fröhlichen Krieg, bei dem unsere höchsten Güter, Glaube, Kirche, Christus, auf dem Spiele stehen, einen Krieg, der jeden in seinem Gewissen vor die schwerste Entscheidung stellt, dann werden wir bald wieder Männer haben, die würdig sind, jenen an die Seite gestellt zu werden!

Und ja gewiss, wie nothwendig brauchten wir solche Männer! Es können freilich nicht alle Windhorste werden. Solche Männer muss Gott wecken. Aber das ist auch gar nicht nöthig. Auch damals waren nicht alle wie er. Wir haben zu Eingang ein paar Männer genannt, die viel stiller gewirkt haben, den feinen, milden, ästhetischen August Reicherstorfer, den kleinen, zähen Maas, den man nur mit einem Bohrer vergleichen kann. Aber auch ihre Thätigkeit und die so vieler anderer, die in bescheidener Stellung treu das Ihre thaten, war mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit gesegnet. Zuletzt sind es eben, wie uns die Philosophie der Geschichte zeigt, nicht die äusseren glänzenden Eigenschaften, noch die großen Thaten Einzelner, was die Geschichte macht, sondern die vielen gediegenen Geister, auf die

sich die Führer stützen können. In diesem Stücke ist sicher Carlyle mit seiner Heldentheorie auf einem großen Irrweg begriffen.

Das ist für uns kleine Leute ein großer Trost und ein schwerer Vorwurf zugleich. Die einen von uns rufen immer nach großen Männern und legen selber im tröstlichen Bewusstsein von ihrer Kleinheit die Hände in den Schoß, die anderen fühlen sich darum allein schon als große Männer, weil sie den Wunsch in sich verspüren, die Dinge möchten besser stehen, und nehmen dann, im Glauben, das mache den Helden und das Genie aus, einen Geist der Selbstherrlichkeit und des Eifers an, dass kein Mensch neben ihnen bestehen und wirken kann, geschweige denn der Geist Gottes in ihnen. In Wahrheit kann jeder etwas Gediegenes leisten, wenn er nur schön bescheiden in der Sphäre bleibt und treu in der Aufgabe wirkt, für die ihn Gott geschaffen hat. Und selbst, wenn er glaubt, zu etwas besonderem berufen zu sein, muss er sich stets so meistern, dass andere neben ihm, dass Höhere über ihm, dass der Allerhöchste in ihm kein Hindernis für ihre Thätigkeit an ihm finden. In diesem Stücke sind uns jene Männer aus der großen Zeit ein hell leuchtendes Beispiel, angefangen von Massinkrodt bis herab zu dem letzten aus dem großen Kreise der Ehrenmänner, die das Centrum bildeten oder weit hinaus in allen Landen seine moralische Stütze und sein Ergänzungsbereich waren.

Diese Männer alle halten nur einen Mittelpunkt für ihr Denken und Streben, die Kirche Christi. Für diese schlug ihr Herz mit einer Begeisterung, dass einem heute die Seele darum wehe thun möchte. Ich erinnere mich aus dem Jahre 1884 eines Gespräches mit dem leider so bald verstorbenen Fr. J. Hutter, wobei dieser sagte: „Wenn man heute einen Block auf offener Straße errichtete und aufrufen ließe, jeder, der es mit der Kirche halte, müsse kommen und sein Haupt hinlegen, in Scharen würden die Leute herbeiströmen, so groß ist der kirchliche Enthusiasmus“. Dass dem wirklich so war, das haben gerade die führenden Geister damals bewiesen. Ihre Treue gegen die Kirche wurde auf eine große Probe gestellt. Sie haben aber die Probe glänzend bestanden und im Schweigen, Zuwarthen und Dulden wohl eine größere Stärke bewiesen, als in vielen scheinbar leuchtenderen Thaten. Wir brauchen davon nicht weiter zu sprechen, die Sache ist ja bekannt genug.

Aus dieser Einigung um den gemeinsamen Mittelpunkt stammte ihre Einigkeit, der Grund ihrer unüberwindlichen Stärke. Gewiss waren es keine Männer ohne feste Ueberzeugung, und ihre persönlichen Richtungen giengen oft weit auseinander. Aber eben weil sie Männer von Ueberzeugung und Charakter waren, darum wußten sie auch fremde persönliche Meinung zu achten. Für ihr öffentliches, gemeinsames Auftreten aber ordneten sie alle ihre eigenen Wünsche der Rücksicht auf das gemeinsame Beste unter. Auch das wurde ihnen nicht eben immer leicht gemacht. Es ist ja bekannt, daß Windthorst ein strenges Regiment führte. Sie haben sich indes auch in dieser Feuerprobe der politischen Zucht herrlich bewährt.

Nicht minder haben sie tausendmal den glänzendsten Beweis für eine weitere Eigenschaft gegeben, ohne die es keinen öffentlichen Charakter gibt, für die Selbstzucht, die Selbstbeherrschung. In diesem Stücke stehen sie wahrhaft großartig in der Geschichte da und können unserer Zeit als leuchtendes Beispiel vorgehalten werden. Das parlamentarische Leben stellt, je mehr es sich zur unerträglichen Carricatur auswächst, an den Charakter der handelnden Personen Anforderungen, denen die wenigsten gewachsen sind. Die Mehrzahl unterliegt jener für den Psychologen so überaus interessanten geistigen Krankheit, der man treffend den Namen „parlamentarische Neurose“ gegeben hat. Jene Männer wußten aber auch der Gefahr dieser Psychose zu entgehen. Sie standen einer Macht gegenüber, die im Bewußtsein ihrer Kraft alles für möglich und für recht hielt, was ihr beliebte. Aber nie entschlüpfte ihren Lippen ein Wort, das, auf die Wagschale der strengsten Moral gelegt, auch nur die leiseste Verlezung der Achtung und Verehrung gegen die Autorität enthielt. Sie hatten mit Gegnern zu thun, die für jede Berufung auf Wahrheit und Gewissen nur ein höhnisches Lächeln hatten. Dennoch boten sie jeden Augenblick so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, die Hand, um mit ihnen gemeinsam über das allgemeine Beste und über das Erreichbare zu berathen. Sie mußten täglich Dinge hinnehmen und mitmachen, die man, wie sich Mallinkrodt ausdrückte, „nicht sehen kann, ohne die Empfindung der allertieffsten Empörung, ohne Knirschen des ganzen innern Menschen.“ Dennoch wußten sie sich zu bemeistern. Selbst die erklärten Gegner mußten Mallinkrodt das Zeugnis aussstellen, sie hätten ihn stets als „höflichen“ Mann befunden. Nie ließ er sich zu der Aeußerung fortreißen: „das ist falsch“, oder gar:

„das ist erlogen“, sondern auch im lebhaftesten Streite bewahrte er soviel Hoheit und Charakterstärke, daß er nur sagte: „das ist nicht richtig.“ Dafür hat aber auch nie jemand an seiner aufrichtigen Ueberzeugung, an seinem Rechtsinn, an seiner strengen Wahrhaftigkeit bei irgend einem seiner Worte gezweifelt, weder Freund noch Feind oder vielmehr Gegner. Denn er hatte Gegner aber keine Feinde. Jeder achtete ihn und übertrug die Achtung von ihm auf die Sache, die er verfocht, weil er fühlte, daß hier nicht Leidenschaft für sie sprach, sondern die allerheiligste, die allerheiligste Gewissensmacht.

Sa, das war der Sieg jener Männer, der Glaube, das Gewissen, die Religiosität. Sage niemand: Nun ja, Mallinkrodt konnte sich leicht beherrschen, konnte leicht imponieren, konnte leicht überlegen sein. Er war eben eine steinerne, eine kalte, eine vornehme Natur. Mag sein. Aber andere waren das nicht. August Reichensperger, diese zarte, feine Künstlernatur, war zwar ein sehr vornehmer Geist, aber gewiß keine westfälische Eiche und kein friesischer Eisblock. Er wußte sich aber gerade so zu bemeistern und andern gerade so zu imponieren und zwar deshalb, weil er von demselben Geiste der Frömmigkeit und des Strebens nach christlicher Vollkommenheit durchdrungen war. Das ist die einzige richtige Antwort. Diese Männer waren Männer des Gebetes, Männer des kirchlichen Lebens, Männer des christlichen Tugendstrebens. Daraus zogen sie die Kraft, sich selber zu beherrschen, daraus die Kraft für ihr Wort und den Segen für ihr Wirken. Mallinkrodt that es jedem an Eifer im Besuche der heiligen Messe und im regelmäßigen Empfang der heiligen Communion zuvor. Und wenn er eine ganze Nacht reisen müßte, er blieb nüchtern, um der Kraft des heiligen Sacramentes nicht entbehren zu müssen. Hatte er eine entscheidende Rede zu halten, so gieng er vorher zum Tisch des Herrn. Auch Windthorst war ein treuer Freund des Rosenkranzes. Von O'Connell ist bekannt, daß er sich in jener Parlamentsitzung, die den Ruhm seines Lebens ausmacht, an die Wand stellte und öffentlich den Rosenkranz betete. Diese Leute waren Männer Gottes, und darum waren sie der Welt so überlegen, wie wenn ein anderes eisengepanzertes Geschlecht aus alten Tagen aufgetreten wäre, und darum waren ihre Worte wie Feuer, und darum waren sie die gesegneten, die gebenedeiten Werkzeuge Gottes, Muster echter Christen, Vorbilder ganzer Menschen, auserwählte Vorkämpfer der Kirche.

Mit Stolz, mit Bewunderung, mit heiligem Neid blicken wir auf diese Männer und auf die große Zeit, an die sie uns erinnern. Diese ist vorüber. Wir sind in einen neuen Abschnitt der Geschichte eingetreten. Welchen Charakter dieser hat, und worin er sich von dem des Culturkampfes unterscheidet, das lässt sich für den Augenblick nicht so genau sagen. Denn noch ist diese neue Epoche nirgends klar entwickelt, geschweige abgeschlossen. An uns allen, die wir leben, liegt es, wie sie sich gestalten wird. Vorerst kocht und gährt es in allen Landen, und die verschiedenartigsten Bestandtheile wogen überall wirr durcheinander, ziehend, drängend, stoßend. Soviel ist klar, dass im Charakter dieses neuen Zeitalters bis jetzt die Politik weit alles andere überwiegt, und dass die eigentlich kirchlichen Interessen, die während des Culturkampfes alle übrigen in den Schatten stellten, in den Hintergrund getreten sind, ja dass selbst die sittlichen und die socialen, so fehr sie zum Himmel schreien, nur theilweise zur Geltung kommen. Ob das gut so ist, ob es nicht besser wäre, die innere Erneuerung der Gesellschaft mehr zu betreiben, als die äußere Umgestaltung, ob es überhaupt im Augenblicke möglich ist, den kirchlichen und den socialen Fragen das Uebergewicht über die politischen zu verschaffen, das sind lauter Fragen, die wir nicht zu entscheiden wagen. Wir persönlich, geglüht und gehämmert in der Esse des Culturkampfes —

Wer auf dem Ambos ruht,  
Hier Hammer, dort die Blut,  
Der weiß, wie kurz die Wahl,  
Ob Asche oder Stahl —

wir also wünschen von Herzen, das neu einrückende Geschlecht möchte der sittlichen und religiösen Wiedergeburt des Christenvolkes dreifach größere Anstrengung widmen, als seiner gewiss auch nothwendigen politischen Emancipation. Wir haben auch mit diesem Wunsche nie hinter dem Berge gehalten, und werden nie müde werden, gelegen oder ungelegen, mit der uns geziemenden Bescheidenheit, aber trotzdem — man möge es uns erlauben — mit der Entschiedenheit des Mannes zu sagen, dass das eine nothwendig und das andere unerlässlich ist. Aber wir fürchten, dass es vorerst nicht möglich sei, in die neue Gährung einen größeren Zusatz von kirchlichem und socialen Reformgeist zu mischen, als gerade nötig ist, um die Bewegung im Gang zu erhalten, und dass sie ihren vorwiegend politischen Charakter behalten werde. Auf jeden Fall halten wir

vorläufig mit unserem Urtheil zurück und überlassen das Gebiet der Politik denen, die dazu berufen sind, es in Ordnung zu bringen.

Sei dem aber wie immer, lernen können wir alle von denen, die vor uns waren. Vergessen wir nicht im Orange unserer Kämpfe: Es haben auch vor uns schon Menschen gelebt. Es gab Streiter, Gottesstreiter, die längst vor uns Großes geleistet, die Schwereres als wir geopfert und gesitten haben, so Großes, dass wir Noth haben, ihnen nachzueifern, und dass wir schwer einen schöneren Lohn hier auf Erden erstreben können, als die Anerkennung der Nachwelt, wir seien die würdigen Erben jener großen Kämpfer und Dulder.

Wenn dem so ist, dann obliegt uns unter allen Umständen die Pflicht, den geistigen Zusammenhang mit ihnen aufrecht und das Vermächtnis ihres Beispieles in Ehren zu halten. Niemand unter uns wird ein Pharao sein wollen, der nichts von Joseph weiß. Es kann aber weder uns, noch unsere Vorgänger ehren, wenn wir bloß im Geist und im Gedächtnis von ihnen wissen, aber nicht durch die That zeigen, dass wir ihr Wirken recht zu schätzen wissen. Wenn wir es besser machen als sie, dann werden sie sich gewiss im Jenseits darüber freuen, denn sie freuten sich schon in diesem Leben so neid- und selbstlos über alles Gute, wie es ihrem hochherzigen Charakter entsprach. Nur das würden sie uns nicht verzeihen, wenn wir von ihrem Beispiele abwichen. Darum dürfen wir nichts von dem vergessen, was sie uns gelehrt haben, und keinen der Wege verlassen, auf denen sie zum Siege schritten. Findet uns der Herr der Kirche ihrem Beispiele treu, so wird er uns gewiss mit demselben Erfolge belohnen, mit dem er ihre Treue und Selbstverleugnung, ihr Opferleben und ihre Frömmigkeit belohnt hat. Der Segen der Väter ruht auf denen, in denen der Geist der Väter lebt.

---

## Die Erhaltung und Verwaltung des kirchlichen Immobilienbesitzes.

Von Domecapitular Dr. Mathias Höhler in Limburg a. d. Lahn.

„Die Güter der Kirche müssen geziemendermaßen mit aller Sorgfalt und gutem Gewissen, im Glauben an Gott, der alles sieht und richtet, verwaltet werden. Man muss sie ferner verwalten unter der Aufsicht und Gewalt des Bischofes . . . Denn es ist gerecht und wohlgefällig bei Gott und den Menschen, dass . . . die Güter der Kirche ihr erhalten bleiben.“ In diesen Worten der bekannten Synode zu Antiochien in encaeniis vom Jahre 341 (Can. 24) (Hefele,